

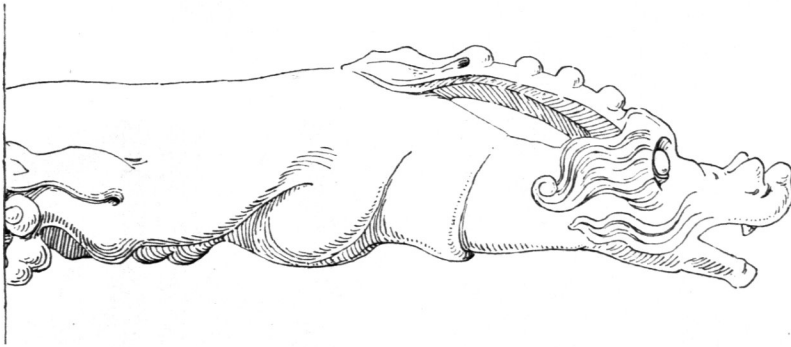
Domes und Fig. 8¹¹⁾ vom Dom zu Prag; beide betonen mehr das Grotteske als das Schöne. Die französischen Schöpfungen stehen zumeist auf einem weit höheren Standpunkt künstlerischer Vollendung.

d) Gurtgesimse.

Die Gurtgesimse haben entweder nur den formalen Zweck, die glatte Wand zu teilen und zu beleben; dann müssen sie aber einen vernunftgemäßen Platz einnehmen, also z. B. dort angeordnet sein, wo der Fußboden der Geschosse oder der Emporen dahinter liegt. Oder sie sind unter den Fenstern angebracht, um das Wasser abzuleiten. Während im ersten Falle die Ausbildung dieser Gesimse durch

21.
Verschieden-
heit.

Fig. 8.



Wasserspeier am St. Veitsdom zu Prag¹¹⁾.

irgendwelche Zweckmäßigkeit Gründe nicht bedingt wird und daher der Willkür oder der Ueberlieferung mehr oder minder Raum gelassen ist, tritt bei der zweiten Art des Gurtgesimses die gebieterische Notwendigkeit auf, das Wasser, welches in großen Massen an den undurchlässigen Fenstergläsern herunterläuft, von der darunterliegenden Mauer zu entfernen, es abtropfen zu lassen.

Betrachten wir zuerst diejenigen Gurtgesimse, welche im Inneren wie im Aeußeren nur den Zweck haben, die Wand abzuteilen. Vor allem tritt seit Römerzeiten in den Hauptschiffen der Kirchen über den unteren Bogenstellungen ein Teilungsgesims auf, welches ungefähr in der Höhe der wagrechten Dachbalken der Seitenschiffe oder der Emporenfußböden angeordnet ist. Es stellte natürlich zuerst das antike Hauptgesims dar, das dann zu altchristlicher Zeit sich mehr und mehr umbildete, um in der romanischen Kunst nur als ein wirkliches Bandgesims zu erscheinen, das häufig mit einem Schachbrettmuster, wie in der Michaelskirche zu Hildesheim, oder mit reichem Rankenwerk, wie in *St. Andreas* zu Köln, oder mit einem Flechtband, wie in *Liebfrauen* zu Magdeburg, verziert ist.

Zu gotischer Zeit wurden diese Glieder mit Rundstäben oder Hohlkehlen gebildet, ja sogar mit Laub besetzt. Das bekannteste in letzter Art ist das Gurtgesims, welches in der Kathedrale von Amiens über den Arkaden hingeführt ist; es hat zierlichstes und fattigstes Laub frühgotischer Art. Wenn man bei neuzeitlichen Kirchenbauten an solchen Stellen im Inneren Gesimse mit Wasserstrahlen und Wassernasen anbringt, so ist solch ein Gesims an der falschen Stelle, und außerdem sieht eine solche Wasserstrahl im Inneren wenig künstlerisch bewältigt aus.

22.
Teilende
Gurtgesimse.

11) Nach *Essenwein's* Aufnahme.

23.
Kaffsimfe.

Im Außeren dagegen müssen die Gesimfe überall da, wo Wasser abtropfen soll, auch für diesen Zweck gestaltet werden. Man nennt sie Kaffsimfe. Hierzu muß eine Schräge vorhanden sein, welche das Wasser von der Wand ableitet, und eine Unterschneidung, damit das von dieser Schräge abgeleitete Wasser auch abtropft. Diese Unterschneidung ist im einfachsten Fall eine Hohlkehle, nahm aber bald die reichste Ausbildung in Kehlen und Hohlstäben an. Da die glatte Schräge bei größerem Reichtum etwas nüchtern aussieht, so wird auch ihre Oberfläche durch Auskehlungen belebt und die einfache Wassernase durch birnstabähnliche Bildungen ersetzt. Solche Simfe, welche das Wasser abtropfen machen, müssen unter jedem Fenster angebracht werden; sonst zieht sich das gesamte darunterliegende Mauerwerk voll Wasser und trocknet nie aus.

24.
Wasser-
schrägen.

Auch die bloßen Bandgesimfe erhalten in der Gotik auf ihrer Oberseite Schrägen. Jeder Regentropfen, welcher auf eine wagrechte oder flachgeneigte Oberseite eines Simfes oder sonstigen Vorsprunges aufschlägt, bespritzt den darüberliegenden Teil der Wand und durchfeuchtet ihn. Ebenso tränkt der Regen oder der liegende Schnee den anstoßenden Mauerteil. Beides fällt bei der Schräge fort. Ueberall bildet das Erfordernis und die liebevolle Beobachtung dessen, was unsere Witterungsverhältnisse erheischen, die Formen um und schafft Neues, nie Gesehenes in unerschöpflicher Fülle. Schrägen ohne abtropfende Nasen jedoch, welche z. B. eine stärkere Mauer in eine schwächere überleiten, sind mit wasserundurchlässigem Stoff, wie Firnis, zu tränken; sonst dienen

1/25 w. Gr.

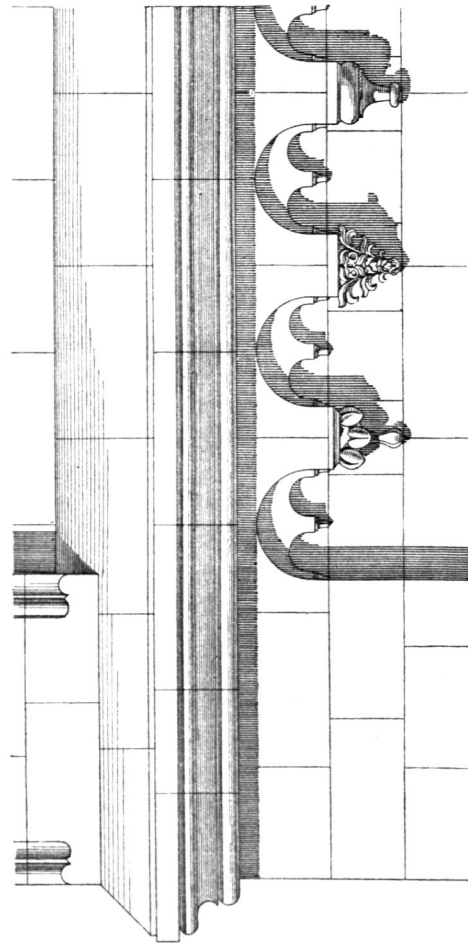
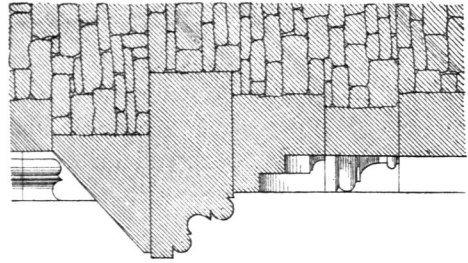


Fig. 9.

¹²⁾ Nach CLEMENS, MELLIN & ROSENTHAL, a. a. O.

1/25 w. Gr.

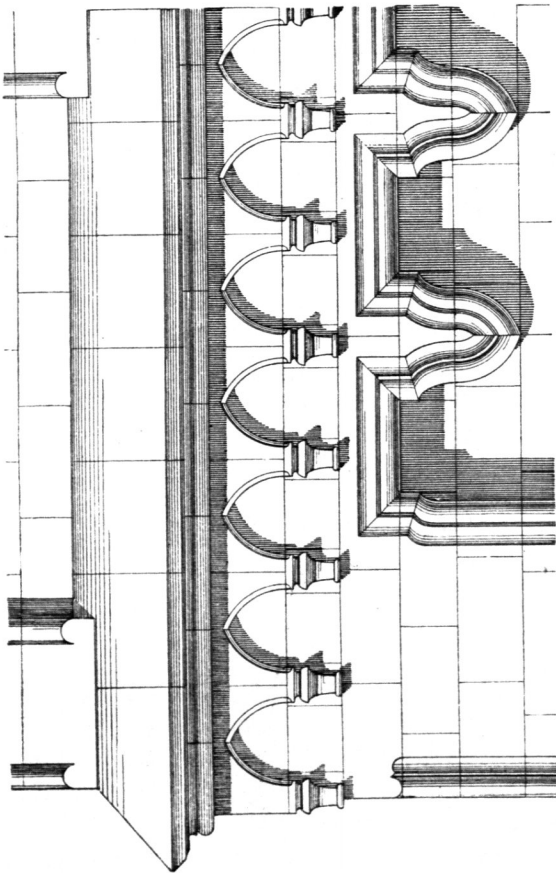
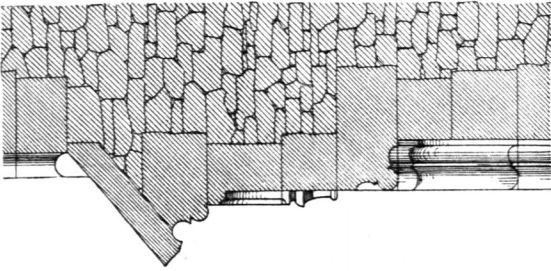


Fig. 10.

Gurtgesimse am Dom zu Magdeburg¹²⁾.

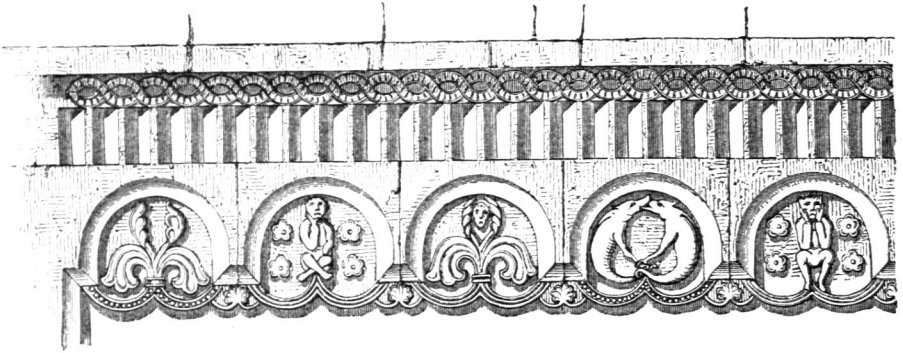
sie nur dazu, das Wasser der unteren Mauer mitzuteilen und sie auf das schlimmste zu durchnässen. Daher müssen auch alle Platten der Umgänge außen mit Blei abgedeckt oder mit Firnis oder mit Pech getränkt werden. Auch im Mittelalter ist dies zumeist geschehen.

Wie sich allmählich die Wasserschräge auf den romanischen Gesimsen einstellte, zeigen die Gurtgesimse der Chortürme des Magdeburger Domes. In Fig. 9¹²⁾ ist auf den romanischen Gurt, welcher das umgekehrte Basisprofil zeigt, eine Schräge aufgesetzt, welche noch keine Wassernase besitzt; die Hohlkehle des Basisgesimses muß das Abtropfen bewirken. Fig. 10¹²⁾ zeigt dagegen schon die Schräge mit Wassernase. (Die im Querschnitt angegebene Zusammensetzung dieses Gesimses ist nicht mittelalterlich, sondern rührt von den Wiederherstellungsarbeiten im XIX. Jahrhundert her.) Zwischen beiden Gesimsarten liegt der Wechsel des Baumeisters. Der erste Baumeister zeichnet außen noch die romanische Kunst Deutschlands, wenn er innen auch die Kenntnis der französischen Errungenschaften verrät. Der zweite Baumeister dagegen, derjenige des oberen Bischofsganges, zeichnet den burgundischen frühestgotischen Stil.

Auch die beiden Bogenfrieze unter diesen Gesimsen zeigen die veränderten Einzelformen. Diese Bogenfrieze dienen in der romanischen

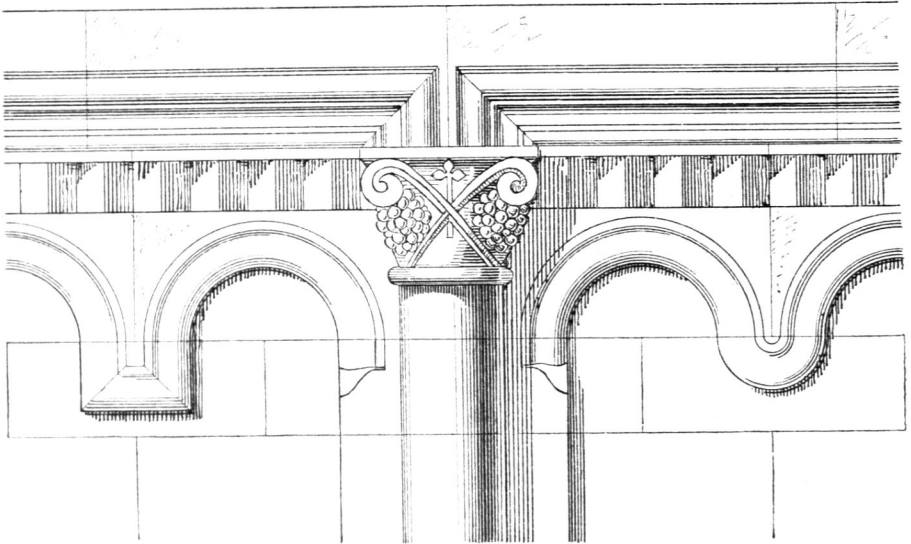
25.
Bogenfrieze.

Fig. 11.



Hauptgefims an der St. Johanniskirche zu Schwäbisch-Gmünd¹³⁾.

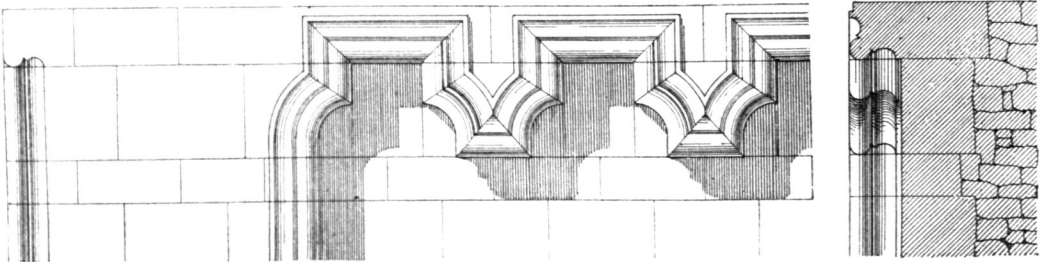
Fig. 12.



Hauptgefims am Schiff der Zisterzienerkirche zu Heiligenkreuz bei Wien¹⁴⁾.

$\frac{1}{25}$ w. Gr.

Fig. 13.



Gurtgefims am Dom zu Magdeburg¹²⁾.

$\frac{1}{25}$ w. Gr.

Kunft zumeist zur Verbindung der Lifenen untereinander, besonders unter dem Dachfims, um für das Auflager der Sparren und für die Regenrinne oben eine breitere Fläche herzustellen. Fig. 11¹³⁾ veranschaulicht einen romanischen Bogenfries von der St. Johanniskirche in Schwäbisch-Gmünd aus dem Ende des XII. Jahrhunderts. Fig. 12¹⁴⁾ stammt vom Langschiff der Klosterkirche zu Heiligenkreuz bei Wien, welche schon die gotischen Errungenschaften im Inneren kennt, nämlich die Auswölbung des Hochschiffes, und ausführt; sie wurde schon 1187 geweiht. Fig. 13¹⁵⁾ stellt noch einen der weiter vorgeschrittenen Bogenfriese vom Magdeburger Dom dar, der vom Meister des Bischofsganges herrührt.

3. Kapitel.

Säulen, Pfeiler und Kragsteine.

a) Säulenfüsse.

Unter Bezugnahme auf das in Kap. 2 (unter b) für die Mauerfackel Gefagte betrachten wir zunächst den Säulenfuß, also das Stück der Säule, welches die Last, die der Säulenschaft trägt, auf das weichere Mauerwerk oder den Erdboden überleitet.

Als vorhandene Kunstform war der mittelalterlichen Kunst die antike Säulenbasis überkommen. Diese besteht aus runden Wulsten und Kehlen und aus einer viereckigen Platte. Gerade daran, wie das Mittelalter diese antike Form in Hinsicht auf ihren Zweck umbildete, kann man so recht das Neuschaffende und das Formenbildende der Zweckmäßigkeit ersehen; man wird aber auch zu dem Schluss kommen, daß die Antike ihrerseits wenig Wert auf die zweckgemäße Ausbildung, bezw. Umbildung solcher Formen legte; sie beschränkte sich fast durchweg auf eine formvollendete Ausbildung der ihr überkommenen Einzelheiten. Hierin besteht der große Unterschied im Wesen der antiken und der mittelalterlichen Kunst. Beide finden gewisse Baueinheiten vor; beide bilden diese ihnen fremden Erzeugnisse um. Doch beschränkt sich diese Umbildung bei den Griechen fast nur auf die Form als solche, um sie schöner wieder erstehen zu lassen, während das Mittelalter und besonders die Gotik diese Umbildung zuerst und vor allem der baulichen Zweckmäßigkeit halber vornimmt, ohne jedoch die schöne Ausbildung der Form dabei zu vernachlässigen. Dieses Wesen der gotischen Bauformen hat zuerst *Viollet-le-Duc* in seinem unsterblichen »*Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI^e au XVI^e siècle*« dargelegt.

26.
Säulenbasen.

Die antike Basis hat verhältnismäßig wenig Ausladung, und die Ecken der untersten Platte brechen leicht ab, insbesondere, wenn man nicht über den griechischen Marmor verfügt. Die romanische Basis wächst dagegen allmählich zu immer mächtigerem Umfang und größerer Höhe, so daß für das XII. Jahrhundert die großen Basen von *St. Godehard* und *St. Michael* zu Hildesheim oder von Wunstorf so recht kennzeichnend sind. Außerdem aber beseitigt sie die unpraktischen freien Ecken der viereckigen Platte, indem sie Eckverstärkungen zwischen Platte und Wulst stehen läßt (Fig. 14¹⁵⁾). Diese traten ungefähr um 1100 auf. Sie nahmen bald die

¹³⁾ Nach: Jahreshfte des Württembergischen Altertum-Vereins.

¹⁴⁾ Nach: Publicationen des Vereins Wiener Bauhütte etc. Wien.

¹⁵⁾ Aus: DEHIO & v. BEZOLD, a. a. O.